

Denke ich an Fussball, sehe ich Frauen

Sie schreiben ihre eigenen Geschichten.

Von Angelika Hardegger (Text) und Thit Thyrring (Illustration), 05.07.2025



Ein Sänger, auf den St. Gallen sehr stolz ist, hat ein Lied über «s erscht Mol» im Espenmoos geschrieben. Es erzählt von einem 1:0 in der achten Minute, einem Weitschuss unter die Latte, einem Abpraller von GCs Koller, und wie sie in der Pause hinter der Gegentribüne ans Gitter schifften, «*ich und min Vater*».

Ich habe mich gefragt: Was war bei meinem ersten Mal? Aber da ist nichts, was mir von jenem Sonntag besonders im Kopf geblieben wäre. Oder von einem der vielen Sonntage danach. Es waren einfach Sonntage für mich. Wir fuhren nach St. Gallen, stellten das Auto ab und liefen zum Stadion, *ich, mini Schwöschtere und s Mami*.

Meine älteste Schwester war in der ersten, zweiten oder dritten Klasse. Ich bin fünf Jahre jünger, vielleicht auch darum ist meine Erinnerung so trüb. Ich weiss noch, dass meine Schwestern irgendwann direkt an der Mauer zum Spielfeld stehen durften,

während ich noch auf den Rängen bei der Mutter bleiben musste. Ich erinnere mich, dass ich kindliche Gebete an den lieben Gott schickte und irgendwann aufhörte damit, weil es nichts nützte, wir schossen ja doch kein Goal.

Von der einzigen Meistersaison damals das Bild meiner ältesten Schwester in einer Fotocollage im «St. Galler Tagblatt». Im Derby gegen Wil (*dem* Derby, wir verloren 11:3, und es regnete und regnete) meldete sich die Schwester lange vor dem Abpfiff hässig ab, um im Auto zu warten, wo sie Radio hörte, weshalb die Batterie dann leer war, als wir kamen, und alles ein noch grösseres Drama war.

Denke ich an Fussball, sehe ich meine Schwestern. Und meine Mutter, sie zuerst.

Nachdem die mittlere Schwester und ich der Ältesten in die Pubertät gefolgt waren, wir also ohne unsere Mutter ins Stadion wollten, ging die Mutter weiter hin, oft allein. So wie sie schon im Stadion gestanden hatte, bevor sie uns bekam. Jeden Samstag um 23 Uhr schaute sie das deutsche «Sportstudio». An Champions-League-Abenden hörte ich sie aus ihrem Büro, das neben meinem Zimmer lag, zum Anpfiff in Schlarpen in die Stube rennen.

Sehen wir uns an Spieltagen, sagt meine Mutter zum Abschied nicht «Tschüss», sondern «*Hopp Sangalle*». So war sie immer, fussballverrückt, ich habe selten darüber nachgedacht, es war einfach normal. Erst jetzt, wo so viel über Frauen und Fussball geschrieben wird, habe ich begonnen, Fragen an ihre Geschichte zu stellen.

Wie wurde sie so sehr Fan? Warum hat sie nie selbst gespielt?

«Die konnte dribbeln und alles»

Meine Mutter wurde 1954 geboren, «im Jahr vom Wunder von Bern», wie sie selber sagt. Im Jahr darauf verbot Deutschland den Mädchen das Kicken.

Während der Weltkriege und dazwischen hatten viele Frauen gespielt: 1920 traten in Liverpool zwei Teams vor 53'000 Fans gegeneinander an. Der Frauenfussball erlebte einen ersten Aufschwung, wie Marianne Meier und Monika Hofmann in ihrer frisch gedruckten «Geschichte des Schweizer Frauenfussballs» erzählen. Als die Männer heimkehrten vom Krieg, fürchteten sie um ihre fussballerische Vorherrschaft. Der Deutsche Fussball-Bund fabulierte, der weibliche Körper und die Seele würden beim Fussballspielen «unweigerlich Schaden erleiden», deshalb brauche es das Verbot.

In den 1970er-Jahren, meine Mutter begann in St. Gallen eine Lehre als Kauffrau, wurde das Verbot in Deutschland und in anderen Ländern aufgehoben. Meine Mutter erinnert sich an eine junge Frau, «die konnte dribbeln und alles», die sie einlud, in ihrem Grümpelteam mitzuspielen. Meine Mutter wurde Goalie. Sie habe wohl ein, zwei Bälle gut gehalten, erzählt sie, jemand schlug ihr nach einem Turnier vor, bei den damals frisch gegründeten FC St. Gallen Damen reinzuschnuppern.

In jenen Jahren zog die Schweiz zum ersten Mal eine weibliche Nati zusammen. Frauenfussball hiess «Damenfussball» und dauerte zweimal 35 Minuten. Es war die Zeit der Walliserin Madeleine Boll, die 1965 aus Versehen vom Schweizer Fussballverband lizenziert worden war, man hielt sie auf dem Foto für einen Jungen. Der FC Sion stellte Boll in einem Europa-Cup-Vorspiel gegen Galatasaray Istanbul auf, was eine Story wurde bis nach Schweden, Kamerun, Venezuela. «Darf Madeleine mit den Buben spielen?», fragte der «Blick». Darauf entzog der Schweizer Fussballverband Boll die Lizenz. Wo im Reglement von «Spielern» die Rede sei, schrieb der Verband, seien «Spielerinnen» nicht mitgemeint.

Boll ging nach Italien. Sie wurde die erste Schweizerin, die international spielte, ihre Karriere löste einen Fussballboom unter Mädchen aus, schreiben die Historikerinnen Meier und Hofmann. Als ich meine Mutter nach Boll frage, schreibt sie allerdings: «Die kam kürzlich am Fernsehen. Vorher kannte ich sie nicht.»

Ihr fehlte ein Vorbild. Ein Bild von einer Frau.

Ein bisschen, sagt sie, glaubte sie wohl auch, was damals verbreitet gesagt und geschrieben wurde, dass nämlich Fussball nichts für Frauen sei.

So wurde meine Mutter nach dem Fussballschnuppertraining Handballerin, sie hatte eine Schwester, die schon spielte.

Meine Mutter stieg als Handballgoalie bis in die höchste Liga auf, aber wenn sie an Wochenenden nicht selber spielte, ging sie, «doch irgendwie angefixt», zum Fussball ins Espenmoos.

Sie erinnert sich, wie 1985, nach dem Abpfiff gegen Xamax, Flaschen geworfen wurden und Fans die Ausgänge blockierten, sodass der Schiedsrichter per Helikopter aus dem Espenmoos ausgeflogen werden musste. Sie war umgeben von vielen Männern,

fliegenden Bierbechern, von Aggressionen, manchmal von Gewalt. Aber was in ihren Ohren nachklingt bis heute, sind zwei Frauen.

Zwei Schwestern, um genau zu sein.

Das Espenmoos hatte in jenen Jahren Stadionsprecherinnen, wie meine Mutter erzählt: Monika und Helena Schlegel.

Ich versuchte, mehr über die Sprecherinnen herauszufinden, sie gehörten offenbar 18 Jahre lang zum Stadion, doch ein Buch über das Espenmoos, das so erfolgreich war, dass es vergriffen ist, erwähnt die Schwestern lediglich im Glossar.

Das Buch wurde ausschliesslich von Männern geschrieben, aber Mutter sagt: «Die Schlegel-Schwestern waren Pionierinnen.» Ich glaube, es war wichtig für sie, dass die Stimme des Stadions damals weiblich war. Wer hätte ihr da sagen können, hier sei für sie kein Platz?

Seltsamerweise habe ich mich nie gefragt, was mein Vater machte, wenn meine Mutter mit uns ins Stadion fuhr. Er kam irgendwann zu Gigi Oeris Zeiten mit einem Wimpel des FC Basel nach Hause und stellte ihn demonstrativ neben seinen Platz am Kopf des Tisches.

Ich deutete das als Versuch, die Hoheit meiner Mutter im Feld des Fussballs anzugreifen – und mit dem billigstmöglichen Trick: Fan der Meistermannschaft werden.

Heute lässt sich meine Mutter vom Vater ins Stadion begleiten. Seit dem Umzug vom Espenmoos in das neue Stadion im Westen der Stadt sitzt sie auf der Tribüne. Als sie mich vor einigen Wochen mitnahm, zusammen mit einer Tante, erzählte diese, noch in den 1980er-Jahren habe sie Frauen sagen hören: «Wenn du Handball spielst, kriegst du keine Kinder.»

Ich sass auf meinem Platz und dachte, das sei noch gar nicht so lange her. Dann wurde angepfiffen und meine Mutter musste mehrmals aufstehen vom Sitz, um zu fluchen.

Sie verwarf sehr oft die Hände, auch gegen den Schiri, und besonders bei gegnerischen Schwalben («Was soll das?!»). Es wurde ein schlimmes Spiel für alle ausser der Tante, die aus Winterthur angereist war und mit 3 Punkten nach Hause fuhr.

Beim Heimspiel darauf, dem letzten der Saison, verabschiedete sich meine Mutter von den Leuten um uns bis zu einem allfälligen Wiedersehen «im Sommer bei den Frauen».

Wann sie angefangen habe, den Fussball der Frauen zu schauen?

«Es gab diese WM ... Wann war das? Vor zehn Jahren? Jedenfalls: Die kam am Fernsehen. Die USA gewannen das Turnier. Da wurde das so sichtbar: wie gut diese Frauen spielen.»

Die WM von 2015 in Kanada war die erste, für die sich die Schweizerinnen qualifizierten. Das erste grosse Turnier der Frauen, das am Schweizer Fernsehen kam. Mehr brauchte meine Mutter nicht, um sich für den Fussball der Frauen zu begeistern, nur ein Bild.

Die Frauen benötigen ihren eigenen Begriff

Das Espenmoos ist heute das Zuhause der FC St. Gallen Frauen. Am Spielfeldrand, wo ich früher mit der Mutter stand, erzählte mir an Auffahrt die scheidende Cheftrainerin Marisa Wunderlin, wie faszinierend der Effekt des Fernsehens sei: «Wir werden automatisch ernster genommen, sobald wir am Bildschirm sichtbar sind. Die Leute realisieren: Frauenfussball, das ist Spitzensport.»

Meine älteste Schwester hatte meinen Blick auf Wunderlin gelenkt. Als ich ihr erzählte, ich wolle mehr über den Fussball der Frauen erfahren, schlug meine Schwester vor: «Interview doch sie!»

Wunderlin besitzt als eine von drei Frauen in der Schweiz das höchste Trainerdiplom. Dass sie in St. Gallen aufgewachsen ist, macht die Stadt sehr stolz. Als die Männer des FCSG vor einem Jahr einen Trainer suchten und das «Tagblatt» die Leserschaft nach der Präferenz befragte, kriegte sie die meisten Stimmen.

Ich hatte Wunderlin geschrieben, ich wolle über den Begriff «Frauenfussball» reden. Alles in mir sträube sich, wenn ich das Wort höre. Niemand sagt «Frauenschwimmen» oder «Frauenleichtathletik». Solange wir nicht gleichzeitig von «Männerfussball» sprechen, suggeriert «Frauenfussball», dass der Fussball der Männer die Norm sei und der Fussball der Frauen die Abweichung davon.

Ich grübelte, wie damit umzugehen sei: Einfach «Fussball» schreiben? Oder wäre «Fussball der Frauen» korrekt?

Wunderlin sagte, sie verstehe die Gedanken, doch sie spiegelten in keiner Weise ihre Realität. Sie sagt «Frauenfussball». Und «Männerfussball». «Fussball» nur dann, wenn sie technisch-taktisch redet, vom Spiel an sich.

Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, was das bedeutet, ich hörte Wunderlin sagen: «Finde ich gut, dass viele zuerst an den Männersport denken, wenn sie «Fussball» hören? Nein. Regt mich das auf? Irgendwie schon. Aber ich denke dann: Es ist, wie es ist. Viel interessanter finde ich die Frage: Was machen wir daraus?»

Wer wollen wir sein? Wo gehen wir hin?

Die Frauen schreiben ihre eigene Geschichte. Und dafür benötigen sie ihren eigenen Begriff.

Wunderlin führt durch den Kraftraum der Spielerinnen im Espenmoos. Er liegt im Bauch der Tribüne, bei den Spielen der Männer trafen sich in diesem Raum die VIP. Ich hörte, hier hänge noch eine Zigarettenwerbung aus jener Zeit. Den Spielerinnen sei verboten worden, sie abzuhängen, weil die Tribüne unter Heimatschutz steht. Ich fand das sprechend: Die Frauen übernehmen Stadien, Räume, Plätze im Fussball, aber die Geschichte werden sie nicht los. Wie Kim de l'Horizon im «Blutbuch» schreibt: «Bei uns steht jede Vergangenheit im Perfekt, ragt in die Gegenwart und ist noch nicht wirklich fertig mit uns.»

Aber ich sah die Zigarettenwerbung nirgends. Als ich Wunderlin danach fragte, zeigte sie auf eine unauffällige Wand, die auf den zweiten Blick eine doppelte war. «Dahinter hängt die Werbung noch», sagte sie und lachte.

Ich glaube, das ist die grösste Kraft des Frauenfussballs: Er hält sich nicht mit Vergangenheit auf. Er lebt in der Gewissheit, dass die beste Zeit noch vor ihm liegt.

Frauenfussball ist sehr politisch. Der Männerfussball ist das auch, aber mit Männerfussball machen Fifa-Funktionäre, Könige, Emire Politik. Im Frauenfussball kommt die Politik von unten, von den Spielerinnen selbst.

«Jede Spielerin an dieser EM musste auf irgendeine Art und Weise für das eintreten, was sie tut», sagt Wunderlin. «Die einen hörten Sprüche wie: «Fussball ist nichts für Mädchen». Oder: «Für ein Mädchen bist du ziemlich gut». Andere hatten keinen Zugang zu einem Mädchenteam.» Das prägt.

Dass die Frauen eine Weltmeisterschaft in Saudiarabien spielen würden, was die Fifa für die WM der Männer 2034 plant? Undenkbar.

Als die Fifa im vergangenen Herbst eine Sponsoring-Partnerschaft mit dem saudischen Ölkonzern Aramco bekannt gab, protestierten über 100 Profispielerinnen, dies sei «wie ein Mittelfinger für den Fussball der Frauen».

Megan Rapinoe, langjährige Captain der US-Nati und queere Aktivistin, erinnerte in ihrer Rede als frisch gekürte Weltfussballerin des Jahres 2019 an Sahar Khodayari, die junge Iranerin, die festgenommen worden war, weil sie ein Fussballspiel besuchen wollte. Khodayari zündete sich aus Protest an.

Das grössere Ganze

Frauenfussball ist ein Spitzensport. Und auch: eine Bewegung. Wunderlin erzählt von der Natispielerin Lia Wälti, die ein Kinderbuch über das Fussballerinnenwerden geschrieben hat. Von Meriam Terchoun oder Coumba Sow, die ihren Status als Nationalspielerinnen nutzen, um auf Rassismus hinzuweisen. «An dieser Euro will jedes Team gewinnen», sagt Wunderlin, «aber alle kämpfen auch für ein grösseres Ganzes.»

Wunderlin wird die Spiele als Expertin für SRF im Studio analysieren. Das Fernsehen wird so hochwertige Bilder in die Stuben der Schweiz senden, wie sie der Frauenfussball sonst selten kennt.

Seit einigen Jahren überträgt SRF Spiele aus der Super League der Frauen, aber gerade in kleinen, älteren Stadien setzt das Fernsehen weniger Kameras ein als bei den Männern. Es fehlen Perspektiven, wechselnde Einstellungen oder Zooms, wodurch das Spiel träge wirken kann.

Im Espenmoos kommt hinzu: Weil das Stadion nur eine einzige Tribüne hat, sitzen die Fernsehleute neben dem Publikum. Darum filmen die Kameras im Hintergrund kein

Stadiongeschehen, sondern einfach einen Sportplatz, der an das Spielfeld anschliesst, «und das sieht natürlich nicht so gut aus», sagt Wunderlin.

«Wir diskutierten: Können wir die Kamera auf die andere Seite des Spielfelds stellen? Damit die Tribüne mitgefilmt wird?» Sie mussten die Idee verwerfen, unter anderem, weil die Sonne SRF in die Kamera blendete.

Könnten die Frauen mehr Spiele im Stadion der Männer spielen? Wo das Fernsehen die bessere Infrastruktur hat?

Spiele der Frauen ziehen mehr Publikum an, wenn sie in grossen Stadien ausgetragen werden. Darum führt Union Berlin seit vergangener Saison sämtliche Heimspiele der Frauen im Hauptstadion durch, der Hamburger SV zieht nun nach.

In St. Gallen spielen die Frauen bereits zwei oder drei Partien pro Saison im Kybunpark, und Wunderlin sagt, sie habe oft gedacht: «Also kommt, diese restlichen sechs Heimspiele: Das schaffen wir.»

Aber Spiele im grossen Stadion benötigen Sicherheitspersonal, was kostet. Und im Espenmoos wird gerade ein Kunstrasen für die Frauen verlegt.

Wunderlin sagt, sie finde es schwierig, die Balance zu finden beim Fordern. Denke sie zurück an die vergangenen Jahre, springe sie «hin und her zwischen Genugtuung, Stolz, Trotz, Ungeduld und Wut».

Wird Wunderlin wütend, verwirft sie die Hände wie meine Mutter im Stadion.

Zum Beispiel, wenn sie von den Verträgen erzählt, die der Fussballverband den Coaches der Nachwuchsteams unterbreitet: «Sie haben gleich viele Tagescamps, gleich viele Spielerinnen und Spieler im Kader, gleich viele Zusammenzüge. Also: Die Aufgabe ist genau die gleiche. Aber die Coaches der Männer werden zu 100 Prozent angestellt, die Coaches der Frauen nur zu 40.»

Da werde auch ich zu meiner Mutter im Stadion. Was soll das?!

Wunderlin glaubt, der Fussball – als Spiel – könnte wachsen, würden Frauen und Männer die Kräfte bündeln. Der Frauenfussball könnte vom technisch-taktischen Wissen des Männerfussballs profitieren, der viel älter und erfahrener ist. «Und wie viel Talent im Männerfussball verlieren wir, weil die Kultur dort ist, wie sie ist? Was

wäre, wenn im Männerfussball mehr Diversität gelebt und auch eingefordert würde? Mehr Offenheit, mehr Toleranz? Wenn mehr über mentale Gesundheit gesprochen würde? Vielleicht hätten wir dann Spieler und Trainer, die noch besser wären.»

Bevor ich gehe, sagt Wunderlin, sie müsse noch einmal überlegen, ob die Wörter, die sie nannte – Genugtuung, Stolz, Trotz, Ungeduld und Wut –, die richtigen seien. Sie murmelt sie vor sich hin. Nickt. «Und auch so ein Gefühl von Miteinander», fügt sie an. Das spüre sie im Frauenfussball.

Oder wie man das sage? Gemeinschaftsgefühl? «Zämä. Im FC St. Gallen ist das Motto ja: Zämä», sagt sie.

Wunderlin sagt, ich solle meine Mutter herzlich grüssen.

Was mich irgendwie rührt, weshalb ich im Stillen, obwohl dies kein Spieltag ist, ein *Hopp Sangalle* sage.